

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 2

Artikel: Vom Lägerwall zum Schweizerrhein : Wanderplauderei
Autor: Hess, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661806>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Vom Lägernwall zum Schweizerrhein

Wanderplauderei von Jakob Hess

Weit unter mir brütet Ennetbaden in seiner stickigen Backofenröhre. Gern hab' ich den glühenden Hohlweg verlassen, der mich stracks nach Höhtal hinaufgewiesen, dem Sattel am Nordhang des Lägernkammes. Buchengrün wölbt sich der Berggrat empor in die seidenzarte Himmelsbläue, durchsegelt von milchweissen Wolkenkähnen.

Ah — wohligh ruht es sich da droben unter der Usterapfelbaumkrone, in Schattenkühle und leisem Lufthauch, bei dessen Wehen die Halme sich neigen. Keck wundert von Ober-Ehrendingen der schlanke Kirchturmhelm herüber. Ein Gärtner begiesst Gemüsesetzlinge. Eine Bauernfamilie müht sich mit Heuwenden ab auf steiler Matte. Ueber den rauhen Feldweg holpert mühsam ein schwerer Leiterwagen, von einer bedächtigen Kuh gezogen. Rings Bauernland in wogender Fülle, zwischen dunklen Waldhorsten sich verlierend!

Aus Rast und Traum aber lockt mich bald das wahrhaft entzückende Wanderweglein, mühelos

über die Langmatt in ein Engtälchen hinabgeleitend, das sich steil vom Burghorn herabzieht. In diesem Graben bergen sich Häuser. In einer Gärtnerei reift die Sonne glührote Erdbeeren auf breiten Beeten. Verwildert und etwas verlottert ragen Gebäude und Schuppen der alten Gipsmühle. Ein jäher Stutz noch und vor mir öffnet sich ein grauweisses Felsgewölbe, wie der Rachen eines Untiers aufgerissen, die Schichten des Erdinnern entblössend — die alte Gipsgrube hinter der Lägern.

Neugiervoll klettere ich herum an den Bröckellehnen des mürben Gesteins. So muss es dem Chirurgen zu Mut sein, wenn ihm seine Instrumente menschliche Eingeweide enthüllen, auf der Suche nach verborgenen Uebeln. In dieser Lägerngrube sind zwar nicht etwa Funde zu erwarten, wie die Haifischdreieckzähne, Muschel- und Seeigelabdrücke, die ich vormittags aus dem Quarzitwerk bei Würenlos befriedigt mitnahm. Doch hübsch sind sie immerhin, die Handstücke von kristalli-

siertem Fasergips und zartem Rosenalabaster, herührend aus den härteren Bänken zwischen der amorphen Grundmasse.

Im hohen Felskessel, abseits der Wirkwelt, wo der Betrieb der Ausbeuter stillsteht wie eine abgelaufene Wanduhr, die auf das Wiederaufziehen wartet, umringt von Gestrüpp und Wildblumendüften, webt zeitloses Verlassensein, ohne Bitternis für die einsame Seele; denn seit Jahrtausenden bröckelt der Schutt unaufhaltsam von den brüchigen Wänden, an die sich die Sträucher und Stauden festklammern wie der Mensch an den wankenden Grund seines Daseins.

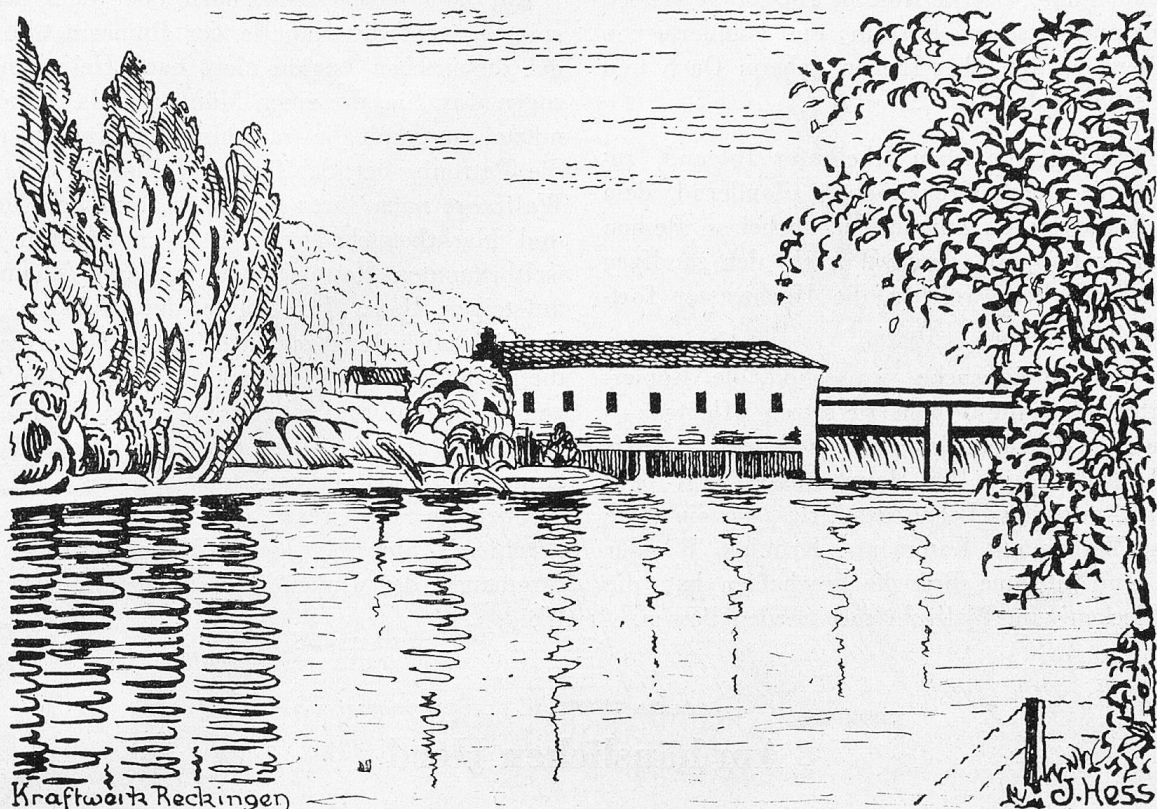
Im Tälchen den Wanderweg wieder gewinnend, erreiche ich über den freien Hitzbühl den oberen Teil von Niederweningen. Von einer Ruhebänk im Friedhöflein hinter der weitausschauenden Kirche lässt es sich vérgnügt hineinwundern in die breite Wehntalmulde. Unten auf dem Fabrikplatz Murzeln rangiert umständlich ein Güterzüglein der alten Sekundärbahnstrecke, die das Bauernland hinter der Lägern verknüpft mit dem reich- und buntgestickten Teppich des betriebsamen Kantons Zürich. Der Besitzer der Maschinenfabrik Bucher-Manz ist hier wohl so etwas wie ein Talfürst. Gleich einem Freiherrensitz ragt seine Villa inmitten eines gepflegten Parkgartens. Doch was bedeutet das Industrienest gegenüber dem Wäldermeer, dessen Wipfelwogen zusammenschlagen überm jenseitigen Hügelhorst Egg, wo in Stundenweite nur Vögel singen, der Wind harft in Millionen von Zweigen, und keine Werksirene Arbeiter mahnend an ihre Maschinen zurückruft. Weit drüben, beim einsamen Berghof Wattwil, rinnt das Silberbrünnlein aus tiefem Waldschatten hinunter in ein brütendes Moor. Im Bett seines Bächleins schillern Blutsteine, mit seltsam weinroten und giftgrünen Flecken, geheimnisvoll unter den gluckernden Wassern, nicht weit von der Spaltenfluh mit ihren Trümmern. Fürwahr eine Welt für Pilzsucher und Holzer, eine Zuflucht für Füchse, Rehe und Dachse, die huschen und äsen im Schutz der Forste!

Der Wandersmann draussen im Bauernlande findet nicht immer gleich Unterkunft, wenn der Abend dunkelt über den Firnen. Die wenigen Betten der Gasthäuser sind oft schon besetzt von Strassenarbeitern, Telephonmonteuren, Geschäftsreisenden oder Hausierern. Die Zeit ist vorbei, wo Bauernhöfe ohne weiteres ihre Heubühne für wandermüde Rücken freigaben; denn die Menschen, Beherberger und Beherbergte, sind leider

inzwischen nicht besser geworden. In Murzeln steht überhaupt kein Gasthof; im Wirtshaus zu Niederweningen war das einzige Bett schon fest versprochen. So stieg ich im anbrechenden Dämmer nach Mittel-Schneisingen hinauf, den ungastlichen Zürcherboden verlassend und mich den Aargauern anvertrauend. Im altersgrauen Gasthof dort oben winkte mir die ersehnte Ruhe. Die hübsche Haustochter verhandelte eben mit ihrer Freundin, deren Hochzeit, die anderntags stattfinden sollte, ein sinnberückendes Ereignis im abgelegenen Dorf am Berghang, wo kein Kino steht und keine Bar lockt. Ganz aufgeregt wurde das Gewisper, und die frischen Wangen der Mädchen glühten wie Rosen im Bauerngarten. Es dauerte eine gute Weile, bis ein Gastbett frisch bezogen und der Waschkrug neu gefüllt war. Verkohltes Gebälk einer Brandstätte geisterte von jenseits der Strasse schicksalsgeschwärzt zu mir herauf; doch der Nebel stieg lautlos empor aus den Gründen, alles auf sich selbst zurückführend, auf den Punkt, dem das Lebensflämmchen entflackert und wo es still mottet, wenn Schlaf das Lid schliesst.

Bis über den Kirchturm von Ober-Schneisingen wallte am nächsten Morgen das Frühgrau. Erst auf der Berghöhe verschwanden die Schwaden, durchbohrt von den glühenden Sonnenpfeilen, und Himmelsglanz drang auf mich hernieder, im Blau der tausend Glockenblumen am Wiesenbord sich wiederfindend.

Ich strebte, in den geschlossenen Wald der Hoch-ebnentafer neugierig eindringend, den Schneisinger Alpenrosen entgegen. Was — Alpenrosen auf einer Höhe von 600 m über Meer, und mitten im Forst des Hügellandes? Es stimmt, lieber Leser! Auf einer Waldblösse, besetzt von fried samen Ruhebänken, geschützt durch eine Art Bärenzwinger aus dicken Pfählen und festem Drahtnetz, dehnte ein Alpenrosengestrüpp sich über viele Geviertmeter aus, mit schwarzgrün glänzenden Lederblattbüscheln, ein fremder Anblick inmitten von Tannen, Buchen und magern Heidelbeersträuchlein. Zur Zeit der Blüte feiern die Bauern Schneisingens hier oben ein schlichtes Volksfest, die Freude an dem Naturschatz bekundend, den ihnen die Eiszeit hier zurückliess. Eigentümlich herb und streng weht's mir aus dem Alpenrosendickicht entgegen. Da blüht und fruchtet derselbe Stock unaufhörlich seit sechszehntausend Jahren. Die Baumstämme ringsum haben gewechselt, von Stürmen gefällt, von Aexten zerschlagen; aus fellbekleideten Renttierjägern wurden Land-



und Fabrikarbeiter. Ich fühle mich unaussprechlich jung diesem dunkelglänzenden Busch gegenüber, wie ein Pilz, der heut aufschiesst und morgen verdirbt, wie ein Insekt, das sein Eintagslied summt.

Nachdenklich wandere ich daraufhin weiter durch endloses Forstgedämmer, an Waldrändern hin, mit Niederblicken ins lichtflimmernd glühende Surbtal, darin sich Legnau, Oberendingen und Tegerfelden im Obstbaumgrün bergen. Beim «Vogelherd», einem Weiler, der sich einschmiegt in eine Gehängemulde, raste ich am Hochebenenabbruch unter windzerzausten Bäumchen. Nicht weit von mir werden Kartoffeln gehäufelt; und um die Ecke sprudelt ein Brunnlein. Dumpf hallt das Karstgeräusch zu mir herauf. Ein paar bunte Frauenkopftücher leuchten. Wo ist eigentlich die Neuzeit geblieben?

Hinter Baldingen, einem Bergnest mit hoffärtiger Pfarrkirche, auf einem Vorsprung, den Häusern fern, ragend, kurvt das Strässchen dem Reckinger Bach zu; und nicht lange währt's, bis die Seitenschluchtpalte, darüber das Wasser in Fällen hinabhüpft, einmündet ins mächtigere Rheintal, hier Grenze zwischen «Heimat und Reich». Ich verlasse damit das «Staudenland»,

wo das Jahr sich nach Feld- und Waldarbeit einteilt. Die Stromfurche vor mir durchdröhnt der Schnellzug. Kraft- und Lastwagen sausen und rattern auf betoniertem Landstrassenbände. Das Leben wirft wieder höhere Wellen.

Mich zieht's an den gurgelnden Strom hinab, der Völker und Gedanken scheidet wie kaum ein anderes Wasser Europas.

Am Ufer, unweit des Kraftwerkes Reckingen, über dessen Stauwehr die Rheinflut herabrauscht, setzt wieder ein Wanderweglein ein, verunziert nur durch Kriegsverhaue aus verrostetem Stacheldraht, an jahrelange Grenzwacht erinnernd.

Bald tritt der Pfad aus ins Werkgelände der Schweizerischen Sodafabrik, aus Traum und Erinnern in einen Alltag, der Türme aufrichtet, um Salz zu erbohren aus Tiefen von bis zu dreihundert Metern, der Felsstufen an der Berghalde abträgt, damit daraus Kalk gewonnen werde, aus dem die Kohlensäure gebrannt wird, der Steinkohle und Koks heranzuführt und Ammoniak daraus erzeugt — dies alles zum Zwecke des Herstellens einer kalzinierten Soda. So fahren die Loren, schweben Steinkessel auf einer weitgestreckten Luftbahn; Sprengschüsse dröhnen; ein hoher Schlot stösst in mächtigen Schwaden schwar-

zen Rauch aus; eiserne Kamine entsenden weissen Dampf aus seltsamen Kesseln; und Hunderte von Arbeitern werken, den Lieben daheim Dach und Brot schaffend.

Ich aber strebe, dem Rheinufer folgend, zuweilen mit einem Grenzwächter plaudernd, dem alten Marktflecken Zurzach zu, vorbei an Reihen mächtiger Pappeln, deren Wurzeln den sandigen Boden festhalten, welchen die Hochwasser fort-reissen möchten.

Bei der Rheinbrücke, wo schon die Römerkohorten über die Fluten zu setzen pflegten — das heutige Zurzach hiess damals Tenedo — trifft der Uferpfad auf die Hauptstrasse; und bald umfängt mich das Leben des Ortes, wo einst die heilige Verena mit Kamm und Krüglein Wunder getan und sittsame Bräuche geschaffen hat, die den Flecken zum Wallfahrtsort werden liessen.

Auf dem Kirchlibuck, hoch über dem Stromspiegel, steht die Kapelle der Römerin, die mit der thebäischen Legion einst nach Helvetien gezogen war. Sie, die einen Mühlstein als Barke benutzte, um damit die Aare hinunterzufahren, ward die Patronin der Schiffer und Flösser. Aus der Wallfahrt nach ihrer Gruft hat sich der Messe- und Marktbetrieb entwickelt, der Zurzach zum weltbekannten Hauptort am mittleren Rheinlauf aufsteigen liess. Im Schutz der Heiligen also darf ich mich der Nachtruhe im Gasthof erfreuen, die mich dazu befähigen soll, am folgenden Morgen skizzierend und schauend weiterzupilgern, mit dem Blick auf die Küssaburg hoch oben auf dem tannendunklen Bergkegel, und auf das Dorf Kadelburg über der Grenze, mit seinem güggelstolzen Kirchlein, umwoben vom Zauber der grünen Stromauen, der winkenden Pappeln und silbernen Weiden.

Am häuslichen Herd

Der Herbst schickt sich an, Abschied zu nehmen. Die Arbeiten auf dem Felde sind so gut wie vorüber. Im Garten haben wir noch zum Teil Kabis, Rübli und Kohlraben stehengelassen, die bleiben doch besser dort als im Keller. Aber sonst ist alles unter Dach und Fach gebracht. Voll stehen Scheune und Schuppen des würzig duftenden Heues und Emdes. Im Kellerraum lagern hügelweise die Kartoffeln, und in der Spense sind die Gestelle mit der Alpmolke gefüllt. In Reih' und Glied stehen die Gläser mit eingemachten Früchten und Gemüse.

Am Stall und im Schopf ragen die Holzbeigen bis an die Fenster und fordern den winterlichen Frost heraus. Aber es ist auch gut, dass alles vorgesorgt ist. Oft fällt der Winter plötzlich mit der Türe ins Haus. Nicht immer vermag die liebe Sonne den frechen Eindringling Anstand zu lehren und ihn etwas zurückzudrängen. So lässt man sich dennoch nicht überrumpeln.

Bis jetzt musste die Bäuerin überall sein. So gar das Essen sollte man bisweilen auf das Feld hinausbringen. Nun darf sie ihre Kräfte vereint Herd und Heim widmen. Manche dringende Arbeit im Flicken und Waschen ist verschoben worden. Wänden und Böden muss das Gesicht gründlich gerieben, die Betten gelüftet, die Matratzen geklopft werden. Dies zuerst, das andere kommt dann nach und nach, wie bei einer Treppe man

einen Tritt um den andern macht. Jetzt kommt die Zeit, da man mit Lust am Herde sitzt, die Fliegen einem nicht mehr lästig sind, die Hitze den Atem lässt und das Kaminfeuer behaglich knistert.

Die halberwachsenen Jungen, die etwa im Frühling den ersten Schritt in die Fremde getan, die Schwelle anderer Menschen betreten haben, sind wieder angelangt. Am kochenden Herde, um die geschäftige Mutter lässt sich gut plaudern, wie es in der Ferne ist. Die Kleinen kommen aus der Schule. Es pfeift nur so und neckt und rennt um einen, dass man Mühe hat, die Ausgelassenen vom Leibe zu halten.

Am Herde aber knistert es weiter, und in der Pfanne brodelts, bis der Bauer vom Stall da ist und man sich zu Tische setzt. Mit ein paar Worten, die nicht gerade ein stilles Gebet sind, gibt es einigermaßen Ruhe.

Wie das alles löffelt, dass nur so die Schüsseln klingen! Ach, du selige Plagerei! Ach, du lieber Ringeltanz! O, ihr, meine teuren Schlingel!

Allein, das Heimchen zirpt, und die Lampe strahlt von der Decke Behaglichkeit und Frohmuth über den trauten Familienkreis. Weissst du, Bäuerin, dass die alten Griechen und Römer Herd und Lampe heilig hielten, ihnen Geist und Seele gaben, dass man zu ihrem milden Licht die heiligsten Schwüre schwur?